

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Mutterliebe.

Roman nach dem Französischen von Otto Landsmann.

(Fortsetzung.)

„Wie weit haben wir noch?" fragte Frau v. Tremaheuc mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Gedulden Sie sich noch einige Augenblicke, Tante, wir werden bald am Ziele sein."

Ein neuer Schauder durchlief sie, und mit zurückgehaltenem Atem, das Ohr am Wagenfenster, lauschte sie, aber sie hörte nichts als das Rollen der Räder. Noch nie hatte sie eine so unsägliche Angst gepeinigt; diese letzten Momente der Fahrt waren ihr eine Höllenqual.

„Werde ich meinen Sohn mit durchschossener Stirne sehen? Kann es möglich sein? ..."

Endlich zeigte sich jene Felsenwand, hinter welcher das Duell zum Austrag kam. Heinrich v. Tremaheuc stand bereits seinem Gegner Albert v. Verlier gegenüber. Nichts erinnerte beide an ihre frühere Freundschaft; die Eifersucht und der Haß warfen eine Flamme in ihre Augen. Selbst in diesem entscheidenden Augenblicke bewahrten sie ihre gewöhnliche Haltung. Um mit dem Weltgeist zu reden, sie waren tapfer und bewahrten Standhaftigkeit. Albert v. Verlier war ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, klein von Statur, aber schön gewachsen und von echt britischer Leichtigkeit. Er hielt seine Waffe in der Hand und zitterte nicht. Auch Heinrich war bewaffnet und trotzte mit dem Blicke seinem Rivalen, vor welchem er einen tiefen Abscheu hatte. Die Unterhandlungen zwischen den vier Zeugen hatten begonnen. Die Sache war trotz ihrer Ernsthaftigkeit äußerst einfach und die Vereinbarungen waren sehr schnell getroffen. „Meine Herren, sind Sie bereit?" fragte Gaston v. Trelane.

Albert und Heinrich antworten gleichzeitig „Ja".

Gaston v. Trelane begann langsam zu zählen: „Eins... zwei ... drei ... Feuer!"

Eine Rauchwolke stieg in dem Zwischenraum auf und der eine von den Kämpfern sank mit dumpfem Schrei zu Boden. Er röchelte, eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Leichenblässe lag auf seinem Gesichte, und die Arme bewegend, wie um Hilfe zu rufen, verlor er das Bewußtsein. Gleichzeitig mit der Lage des Sterbenden erscholl ein durchdringlicher Schrei vom Wagen her. Das Krachen der Schüsse war bis zu den Ohren der armen Mutter gedrungen. Sie durfte gar nicht mehr zweifeln, es war der Zweikampf, das Unglück war geschehen. Verstörten Blickes verfolgte sie die kleine Rauchwolke, welche vom Kampfplatz emporstieg.

„Ach, ich komme zu spät," stammelte sie und preßte lebhaft die Hand auf ihre Brust. Es war ihr plötzlich, als würde sie in einen unendlichen Raum versinken und dort verschwinden. Ueberdies erbleichten ihre Lippen, und sie streckte die Arme aus, wie wenn man den Boden verliert, dann sank sie wie leblos in die Kissen des Wagens zurück.

Robert Gaël, dessen sich ebenfalls eine tiefe Ergriffenheit bemächtigt hatte, ließ seine Tante in den nächsten Gasthof verbringen.

Während in aller Eile nach einem Arzt geschickt und Rosalie durch einen besonderen Boten benachrichtigt wurde, wandte Robert vergebens alle üblichen Mittel an, um die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein zu bringen. Behutsam hatte er ihren Kopf auf ein Kissen gelegt und ihre Schläfen mit Essig benetzt.

Endlich kam Frau v. Tremaheuc mühsam wieder zu sich; ihre Schwäche war außerordentlich, und kaum vermochte sie einige undeutliche Worte hervorzubringen.

„Ist er verwundet? ... Ist er tot? ..."

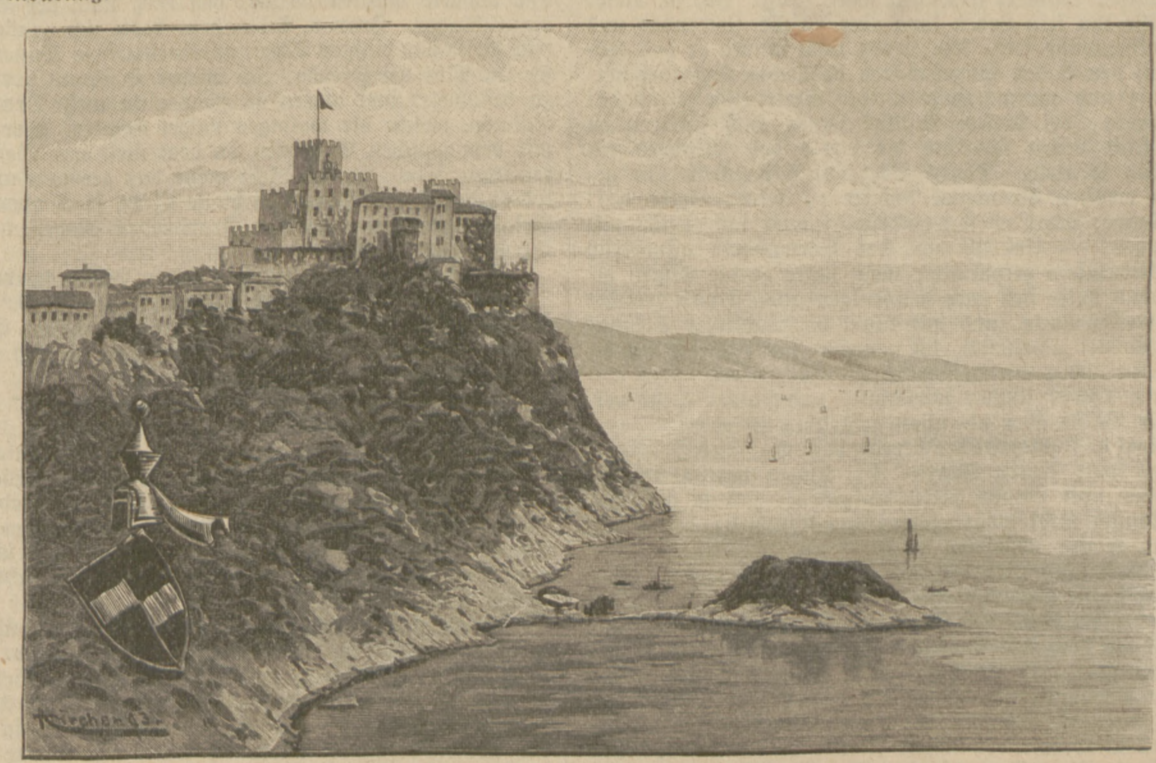
Und ehe ihr Robert antworten konnte, verwirrte sich ihr Blick, ihr so bleiches Gesicht färbte sich plötzlich, und auf ihre Stirne trat glühende Purpurröte.

Der Arzt untersuchte sie mit Besorgnis.

„Ihr Zustand ist bedenklich," sagte er, als er Robert verließ. Sie leidet an Gehirnerschütterung und Blutandrang zum Herzen."

Robert und Rosalie, die bald darauf angekommen war, verbrachten den ganzen Tag zu Häupten ihrer Tante und erfüllten genau die Vorschriften des Arztes. Gegen den Abend trat eine kleine Besserung ein und ihre erste ängstliche Frage war: „Ist er verwundet? Ist er ..."

Sie wagte ihren Gedanken nicht auszusprechen, aber der tieftraurige Ausdruck ihres Gesichtes verriet, daß sie dachte, ihr



Schloß Duino am Adriatischen Meer. (Mit Text.)

Sohn könnte tot sein. Robert hatte sie bei der Hand erfaßt. „Beruhigen Sie sich, er lebt, sein Blut ist nicht geflossen."

„Er ist wohlbehalten? Gott sei gelobt! . . ."

Doch auch der Gegner Heinrichs war der Frau mit dem gütevollen Herzen nicht gleichgültig, denn sie erkundigte sich auch nach ihm.

„Und der andere, ist er verwundet?"

Robert nickte mit dem Kopfe.

„Schwer verletzt?"

„Sehr schwer."

„Läßt sein Zustand keine Hoffnung?"

„Leider nicht."

Frau v. Tremaheuc wußte genug. Ihre Lippen zuckten, und sie stammelte wie geistesabwesend: „Mörder . . . jetzt ist er ein Mörder!"

Dann ließ sie ihren Kopf wieder in das Kissen zurückfallen und blieb regungslos liegen.

10.

Wird Frau v. Tremaheuc diesen Schlag überdauern? Das war die Frage, die sich Robert und Rosalie mit immer wachsender Angst aufwarfen.

Heinrich kannte den verzweiflungsvollen Zustand seiner Mutter nicht. In seinem Schrecken, welchen ihm die Ermordung seines ehemaligen Freundes verursacht hatte, in seiner Schande, die er darüber empfand, tags zuvor seine Mutter von sich gestoßen zu haben, wagte er es nicht mehr, mit seinen blutbefleckten Händen nochmals vor ihr zu erscheinen. Er hatte es vorgezogen, ein Schiff zu besteigen, um nach Amerika zu fliehen. Sein Herz war wie in einen Schraubstock gepreßt und heftige Gewissensbisse folterten ihn. Immer sah er das von der Kugel in die Brust seines Gegners gebohrte Loch vor Augen, er sah das Blut aus der Wunde fließen, das Antlitz erbleichen, die Augen sich schließen. Er vermochte seine Gedanken nicht abzulenken von dieser betrübenden Scene. Das geflossene Blut hatte gleichsam mit unauslöschlichen Lettern die Worte: „Gewissensbisse . . . Gewissensbisse" in seine Seele geschrieben. Ach, er hatte den Tod seines Freundes gewollt, und er wußte nicht, was es heißt, sterben zu sehen. Jetzt wußte er es, er hatte den Todeskampf mit angesehen, er hatte das Todesröcheln gehört, die dicken Schweißtropfen auf der bleichen Stirne gesehen, er hatte gesehen, wie die Glieder sich krampfhaft zusammengezogen, sich streckten und erstarrten.

Getötet, getötet! Er war ein Mörder wie Kain.

Wie so plötzlich war beim Anblick des sterbenden Feindes all sein Haß verschwunden! O, wenn er ihm nur das Leben hätte wieder geben können! Außer sich vor Reue und Schmerz hatte er sich über seinen am Boden liegenden und entwaffneten Freund gebeugt, er selbst hatte sein Gesicht mit frischem Wasser benetzt, er selbst hatte das Blut zu stillen versucht, welches in Strömen aus der Wunde floß. Vergeblich! Er vermochte das entfliehende Leben nicht zu bannen, die erlöschende Flamme nicht wieder anzufachen. Gott allein entzündet den Funken, der unseren Leib belebt.

Bei diesen Erinnerungen barg Heinrich sein Gesicht in den Händen; ein wilder Schmerz zerwühlte seine Brust. Ja, ja, dieser Mord würde für ihn sein Leben lang eine Quelle stechender und rächender Gewissensbisse sein, sein Leben lang würde er das Röcheln seines auf den Boden hingestreckten blutenden Freundes vernehmen und nie und nimmermehr wieder Seelenruhe erlangen! Er hatte geglaubt, bei diesem Anblick seinen Haß sättigen zu können, und statt dessen überkam die Seele des Mörders ein unüberwindliches Mitleid. Dieses Blut, nach welchem ihn gedürstet hatte, welches Brandmal drückte es seiner Seele auf! Immer . . . immer hörte er ihn röcheln, immer sah er ihn mit dem Tode ringen! — Endlich war der Verwundete allmählich wieder zum Bewußtsein gekommen; weit hatte er die Augen geöffnet, seine Hand hatte sich nach demjenigen ausgestreckt, welcher ihn tödlich getroffen hatte, und mit kaum verständlicher Stimme hatte er gestammelt: „Heinrich, ich verzeihe Dir. Welch ein erbärmliches Leben haben wir geführt!"

Die Stimme wurde immer schwächer, und immer mehr verbreitete sich die Blässe über die schon gebleichte Stirne.

„Einen Priester," stammelte der Sterbende noch, „einen Priester!" Das waren seine letzten Worte. Die Augen hatten sich für immer geschlossen, die Lippen hatten aufgehört, sich zu bewegen, der Priester konnte nicht mehr rechtzeitig ankommen; bei seinem Eintreffen fand er nur noch eine Leiche.

Bei diesen Gedanken stieß Heinrich einen Schrei aus.

Er hatte sich in die abgesondertste Ecke des Schiffes geflüchtet; es graute ihm vor sich selbst. Ach, wann würde er denn einmal das Stöhnen seines mit dem Tode ringenden Freundes nicht mehr hören?

Gänzlich ruiniert, wie er war, hatte Heinrich v. Tremaheuc mit einem der gewöhnlichsten Plätze auf dem Schiffe vorlieb nehmen und sich unter die Gruppen der armen Auswanderer mischen müssen. Mit dem kommenden Abend streckte er sich auf das Verdeck, und aufgewundene Taue dienten ihm als Kissen. Mit dem kommenden Morgen stand er zerschlagener auf, als er es am vorhergehenden Abend war. Schreckliche Träume quälten ihn während seines kurzen Schlafes, er sah nichts als Blutlachen.

Das Schiff durchschnitt mit voller Dampfkraft die Wogen. Die Küste Frankreichs war schon gänzlich verschwunden. Man sah nur noch Himmel und Wasser. Auch zwischen Heinrichs Vergangenheit und Gegenwart that sich ein Abgrund auf, ein viel tieferer Abgrund als das blaue Meer. Wie sehr sich doch seine ehemalige Existenz verändert hatte! Damals Geld in Hülle und Fülle — jetzt keinen anderen Lebensunterhalt mehr, als was er sich mit seiner Hände Arbeit verdienen konnte. Und was konnte er mit seinen Händen schaffen, die bis jetzt nur die Karten zu handhaben und Goldstücke in Empfang zu nehmen und wieder zu verspielen oder zu vergeuden wußten, was konnte er verrichten mit seinen Mörderhänden, die ihm vom Blute seines Opfers ganz rot gefärbt erschienen? Was thun, um leben zu können? Sollte er sich in die Tiefe der Wälder flüchten, und die Axt in der Hand, Bäume fällen? Oder mit einem Karabiner bewaffnet wilde Tiere jagen, um sich durch den Verkauf ihrer Felle ein Auskommen zu sichern?

Zu seinen Gewissensbissen gesellte sich die feige Furcht vor der Not. Die Armut schien ihm etwas Entsetzliches. Er bedauerte jetzt, daß Verlier das Opfer geworden war. Hätte die Kugel ihm die Brust durchbohrt, so wäre es mit seinem Leiden zu Ende . . . Nun, wenn ihm das Leben zu hart sein sollte, so hätte er immer noch die Zuflucht, sich ins Meer zu stürzen. —

Während dieser Zeit hatte sich der Zustand der kranken Frau v. Tremaheuc in Nizza wenig verändert. Rosalie wich nicht von ihrem Bette und ließ ihr die sorgfältigste Pflege angedeihen. Eine volle Woche schwebte die Kranke zwischen Leben und Tod. Sollte sie sterben müssen? Robert und Rosalie wagte diese Frage nicht auszusprechen. Eines Morgens jedoch trat wider Erwarten eine kleine Wendung zum Bessern ein. Rosalie näherte sich mit einem Glas Wasser, in das sie einige Tropfen von der verordneten Medizin gegossen hatte. Frau v. Tremaheuc nahm selbst das Glas und führte es an ihre Lippen; ihre Zähne waren nicht mehr aufeinandergepreßt, ihre Augen hatten den fieberhaften Glanz verloren.

Sie sagte mit Milde: „Ich danke Dir, meine liebe Rosalie." Und sich an den Maler wendend, der in diesem Augenblick eintrat, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, sprach sie: „Ich befinde mich besser, Robert. Wie sorgsam ihr mich doch gepflegt habt, liebe Kinder. Ich sah euch, ich erkannte euch, und ich sagte euch in meinem Innern Dank."

Zärtlich drückte sie beiden die dargebotenen Hände.

„Wendet mir auch ferner noch eure Sorge zu," sagte sie, „denn ich bin noch so schwach, und bewahrt mir eure Liebe, derer ich bedarf. Bald werde ich mich in einem Lehnstuhl halten können und vielleicht schon in einigen Tagen es vermögen, mich im Freien zu ergehen."

So kam es auch. Indessen war die Jahreszeit vorgerückt. Alle zwecks der Ueberwinterung nach Nizza gekommenen Kranken wandten sich wieder einer weniger strahlenden Sonne zu, und auch Robert und Rosalie dachten daran, den Weg nach der Bretagne wieder einzuschlagen. Frau v. Tremaheuc hatte sich genügend erholt, um eine Reise von einigen Tagen unternehmen zu können, und so hatte sie im Mai die Freude, sich wieder in ihrem bretonischen Hause zu befinden. Hier waren es zwar nicht mehr Orangenbäume und Palmen, welche die waldigen Hügel krönten, aber ihr Auge hing mit dem gleichen Entzücken an dem niedrigen Gesträuch der bretonischen Heide; sie sah nicht mehr das geebnete und sich geräuschlos an das Ufer schmiegende blaue Meer, fand aber ungleich mehr Gefallen an den ungestüm strandenden Wogen des Oceans und ihrem wilden Getöse.

„O wie wohl wird die heimatliche Luft mir thun," flüstert sie, „nichts ist vergleichlich mit seinem eigenen Herd."

Frau Gaël bewirtete sie mit guter Milch und Eiern von ihren eigenen Hühnern, und die von Rosalie im Garten gepflückten Erdbeeren mundeten ihr vorzüglich.

„Wie wohl befindet man sich doch zu Hause," wiederholte sie. „Das ist das rechte Klima für mich."

Und sie konnte drei Stunden in der Gartenlaube zubringen.

Robert hatte noch am gleichen Tage sein liebes Gartenhäuschen wieder aufgesucht, das mit seinem Waldrebengehäng einen entzückenden Anblick darbot. Mit unermüdlichem Eifer nahm er hier seine Studien und Arbeiten wieder auf und schuf ein Meisterwerk nach dem andern, wobei Rosalie einen nicht geringen Einfluß auf ihn ausübte.

Indes begann eine dunkle Welle dieses Familienglück immer mehr zu verdüstern. Die Gesundheit der Frau v. Tremaheuc, die man völlig wieder hergestellt wähnte, war wieder im Abnehmen begriffen. Ihr Herz war zu tief getroffen worden. Allerdings konnte sie noch außer Bett sein, lesen, arbeiten, ja auch wie früher die Armen besuchen, allein die Seele nur stärkte den erschöpften Körper. Die Tage schienen ihr jetzt lang, ihr, die sich einst über

deren Kürze beklagte. Es war leicht zu ersehen, daß sie langsam aber sicher dem Grabe zuneigte. Eine Liebe wie die, welche sie ihrem Sohne bewahrte, zehrt ein Menschenherz auf. Sie hatte zu viel gelitten, mit ihren Kräften ging es zur Neige. Vergeblich versuchte sie wieder Hoffnung zu schöpfen, sie blieb immer traurig und erlebte stets nur bittere Enttäuschung. Das stattgehabte Duell, bei welchem ein Mann auf so traurige Weise sein Leben eingebüßt, die Abreise Heinrichs von Kanada hatten ihr den letzten Schlag versetzt, von welchem sie sich umsonst wieder zu erholen suchte.

Der Sommer war vergangen, und nun konnte sie ihren Lehnstuhl nur mehr selten verlassen. Der Zwischenraum, der sie vom Bette trennte, nur eine Zimmerbreite, schien ihr eine weite, eine ermüdende Reise zu sein. Vermochte sie sich dann und wann zu erheben und es herrschte warmes Wetter, dann öffnete sie das Fenster und sah in den Garten hinab. Der große Rosenstock, der bis zum Zimmer der Kranken emporragte, verlor nach und nach seinen Schmuck; der Balkon war von gelben Blättern und verwelkten Blumen bedeckt, und ein lauer Wind trieb damit sein loses Spiel. Die längste Zeit verweilte ihr Blick am fernen Horizonte, wo das weite Meer, das sie von ihrem Sohne trennte, seine Grenze zu haben schien. Die ganze Landschaft trug das Gepräge jener melancholischen Schönheit, welche auch in den Zügen derjenigen Menschen wahrzunehmen ist, auf deren Stirne der nahe Tod geschrieben steht.

Nein, in diesem friedvollen Augenblicke litt sie nicht, sie empfand ein Gefühl der Sorglosigkeit und der Sehnsucht nach der nahen Erlösung. Sie dachte an das Wohlbefinden, dessen sich der müde Wanderer erfreuen muß, wenn er sich auf sein Bett streckt und die Augen schließt. Eine Wanderin war auch sie; ihr Weg war kein weiter gewesen, dafür aber ein mit spitzigen Dornen besäter.

„Mein Gott," sagte sie seufzend, „wie so selten und vergänglich ist doch der Frieden auf dieser Welt!"

Sobald ihre Kräfte es ihr gestatteten, ließ sie sich eine der Schubladen ihres Schreibtisches bringen und brachte darin ihre Briefe und Papiere in Ordnung. Sie verweilte lange bei der Lektüre kurzer, von Kindeshand geschriebener Briefe, die sie immer und immer wieder las, und diese Auffrischung der süßen Erinnerungen aus alter Zeit verschafften ihr Erleichterung.

Es ist eine sonderbare Sache um die Mutterliebe. Man kann sagen, daß sie um so überschwenglicher ist, je weniger sie Lohn findet. Das Kind hat noch keinen Laut von sich gegeben, und schon ist die Mutterliebe, dieser kostbare Schatz, im Herzen der Mutter erwacht, um ewig nicht zu versiegen. Ja, die Vorsehung ist weise. Ohne Zweifel ist diese unerklärliche Liebe dem hilflosen Kinde so notwendig, wie der Flaum des Nestes dem federlosen Vogel.

Der Tag neigte sich, die Lampe mit ihrem Spitzenschirm wurde angezündet, und sie erhellte das Zimmer, das vertrauliche Weltall der Kranken, mit mildem Schein. Das Bett war zum Schlafe vorbereitet, im Ofen knisterte ein kleines Feuer, um die Kühle der Abendluft zu mildern, und dazu gesellte sich das regelmäßige Ticken der Wanduhr.

Rosalie trat ein. „Tante, ich bin gekommen, um Dir zu Bett zu helfen." Und plötzlich stehen bleibend fuhr sie fort: „Wie Du so müde aussiehst! Warum hast Du mich nicht eher gerufen? Ein wenig Schlaf wird Dir gut bekommen."

Frau v. Tremaheuc seufzte.

„Armes, liebes Kind — ein wenig Schlaf — wie lange noch und er wird immerwährend sein. Ich habe Dich nicht gerufen, Rosalie, weil ich nicht zu Bette gehen wollte. Ich fürchte mich niederzulegen, um mich nicht wieder zu erheben."

Die junge Frau wollte dagegen Einwendungen erheben.

„Versetze Dich nicht in Trauer, gieb Dir keine Mühe, mich zur Selbsttäuschung zu überreden. Der Schmerz reibt das Leben auf, ich fühle es, daß mein Ende sehr nahe ist."

Von ihrem Finger nahm sie einen kostbaren Ring, das einzige schätzbare Andenken, das sie von den Schmucksachen, die ihr einst ihr Gatte verehrt hatte, noch besaß. In dem Ringe strahlte ein sehr wertvoller Diamant. Sie legte ihn in die Hände Rosaliens. „Mein liebes Kind, bitte Robert, diesen Ring abschätzen zu lassen. Der Erlös dafür soll nach Kanada geschickt werden. Gott sei Dank, daß unsere Nachforschungen uns auf die Spur meines unglücklichen Sohnes geführt haben. Es ist Zeit, daß er zurückkehrt, doch womit sollte er seine Ueberfahrt bezahlen? Schreibt ihm, daß ich schwer krank bin, daß ich ihn sehen will, um ihm zu verzeihen. Bemerket auch in eurem Briefe, daß er sich eilen möge, wenn er mich noch am Leben treffen wolle. Ich selbst kann nicht mehr schreiben, ich bin zu schwach."

Jetzt begann für Frau v. Tremaheuc eine Zeit der bangen Erwartung. Sie zählte die Tage und Stunden. Da brachte ein glückliches Ereignis lebhafte Freude in das gramerfüllte Haus. Rosalie war Mutter geworden, sie hatte einem Sohne das Leben geschenkt, und als man den kleinen Ludwig in seinen weißen Kissen von der Taufe zurückbrachte, ward er auf das Bett der Kranken gelegt, von der er seinen Namen erhalten. Lange sah sie den kleinen Engel an, die Freude seiner Mutter und der Stolz seines Vaters. Er war schön, kräftig, und seine dereinstige Intelligenz ließ sich von seiner Stirne lesen. Es war herzgewinnend, dieses kleine, weiße und rosige Wesen voller Unschuld. Sein Vater stand am Bette und betrachtete sein Kind ebenfalls mit dem milden Ausdruck tiefempfundener Liebe, seine Mutter war entzückt und seine Großtante konnte sich nicht genug satt sehen an den Reizen ihres Enkels. Für solches Glück giebt es keine Worte.

„O, wie zärtlich liebt man ein Kind!" rief Rosalie plötzlich.

„Wem sagst Du das?" stammelte die Sterbende mit bebender Stimme. „Ja, man liebt sein Kind."

Und ganz leise fügte sie für sich hinzu: „Man kann es so sehr lieben, daß man an seiner Undankbarkeit und seinen Fehltritten zu Grunde geht."

Frau v. Tremaheuc legte ihre gebleichten und fast durchsichtigen Hände mit segnender Bewegung auf die Stirne des Kindes, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Aber sie erhob ihre Augen zum Himmel und ihre Lippen bewegten sich leise, wie wenn sie ein inbrünstiges Gebet emporgesandt hätte. Dann sich an Robert wendend sagte sie: „Erziehet das Kind gut, erziehet es im Glauben und in der Liebe zur Tugend, nehmet euch dabei selbst zum Muster. Möge es euch in euren Hoffnungen nicht trügen, möge es die Freude eures Lebens sein und nach langen Jahren bei euch sein, um euch die Augen zu schließen."

Rosalie nahm das Kind wieder in die Arme.

„Bleibe in meinem Zimmer, Rosalie, mir ist die Zeit nicht so lang, wenn ich Dein Kind vor Augen habe."

Frau Gaël entfernte sich, um die Vorbereitungen zum Taufschmaus zu treffen, während Robert sein Atelier aufsuchte und Rosalie das Kind in Schlummer wiegte.

Am Abend gewährte das kleine Haus einen erfreulichen Anblick, indem sich einige Freunde zu Ehren des Neugeborenen am Familientisch versammelt befanden. Die fröhlichen Gespräche drangen bis in das Zimmer der Kranken, die nicht in dem kleinen Kreise erscheinen konnte, da sie zu schwach war. Ihr Gedankengang hatte wieder die gewöhnliche Richtung genommen: die Erwartung ihres Sohnes.

Von Gewissensbissen gepeinigt und der Not preisgegeben, irrte er vielleicht von Stadt zu Stadt in dem unermeßlichen Kanada umher. War er vielleicht nicht mehr in Quebeck, als der Brief an ihn abging? War der Brief wie so viele andere, die in ferne Länder geschickt werden, verloren gegangen, hatte er ihn zu spät erhalten, um noch vor der Todesstunde eintreffen zu können?

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Konzerte.

Historischer Schwank von D. Colonius.

1.

An der Spandauer Brücke in Berlin stand ein kleines, einstöckiges, baufälliges Häuschen. Es machte einen recht kläglichen Eindruck mit seinem halb verfallenen Schornstein, dem melancholisch-grauen Dach voll Moos und Grashalmen, den vor Alter gekrümmten und gerissenen Balken des Fachwerkes; die schmale, der Straße zugewandte Giebelfront war zum großen Teil von dem ehemaligen Kalkbewurf befreit, und die nackten Mauersteine starrten den Straßenpassanten mürrisch entgegen.

Dieses Haus hatte in der Gegend einen gewissen Ruf, und zu Zeiten umlagerten es die barfüßigen Gassenbuben in Scharen, aber auch Erwachsene blieben mitunter davor stehen und lauschten den sonderbaren Tönen, die aus dem geöffneten Giebelfenster drangen; die nichtsnutzigen Rangen sekundierten denselben mit ihrem stereotypen: „Ratsch, ratsch, schrumm, schrumm, schrumm!" und einer lockte den andern herbei: „Fritze, komm, de olle Baßgeige brummt wieder!"

Das Haus hieß allgemein die Baßgeige, und diesen Namen verdankte es nicht so sehr den bauchigen Formen seiner ausgebogenen Wände, sondern dem Umstande, daß es dem ehrsamen Musiker Heidemann, Contrabassist in der Kapelle des Prinzen Heinrich von Preußen gehörte, der in seiner freien Zeit unermüdlich auf seinem räsonnierenden Brumminstrument Passagen und Läufe übte.

Heidemann hatte diese Exerzitien eigentlich wohl nicht nötig, denn ein angeborenes Talent und eine dreißigjährige Praxis hatten ihn zu einem Meister auf seinem Instrument gemacht; aber die langhalsige, brummige Baßgeige war ihm über alles teuer, und er spielte und tändelte mit dieser seiner zweiten Frau Liebsten lieber und mehr, als mit seiner rechtmäßigen, angetrauten Ehehälfte, welche, in formeller und vokaler Hinsicht der Pseudofrau nicht ganz unähnlich, dem alten Heidemann so manche Szene wegen dieser bigamistischen Anwandlungen machte.

Heidemann war jedoch daran gewöhnt und ließ sich dadurch nicht anfechten, und wenn seine Eheliebste es gar zu bunt machte, bearbeitete er mit dem mächtigen Bogen die tiefste, dickste Saite des Basses mit solcher gewaltigen, markerschütternden Vehemenz, daß das Knurren seiner Frau vor diesem überwältigenden Gebrumm verstummte, und sie, sich beide Ohren fest zuhaltend, eilig davon lief. Es war kein Wunder, daß der Musiker seine Baßgeige so hoch hielt, denn die Klänge des geschweiften Holzkastens erwarben ihm seinen Lebensunterhalt, und an den gedrehten Schafsdärmen hing seine ganze Existenz. Er war arm, der alte Heidemann, der nun schon fünfundfünfzig Jahre zählte, er konnte weiter nichts, als Baßgeige spielen; dabei war er in allen Geschäften so unpraktisch und unerfahren, wie es nur der verwöhnteste, berühmteste Künstler sein konnte.

Ach, die Einkünfte waren wirklich recht gering, trotzdem er prinzlicher Musiker war, und der Kapellmeister wegen seiner Gutherzigkeit, Pünktlichkeit und Brauchbarkeit große Stücke auf ihn hielt. Schmalhans war bei Heidemanns nicht nur Koch, sondern auch täglicher Tafelgast, und die Ebbe in der Börse des Musikers war wahrhaft chronisch geworden. Er war ein zufriedenes Gemüt, und mit dem Geringsten nahm er vorlieb; aber er hatte Feinde, die ihm das Leben recht sauer machten. Zu diesen gehörten etliche Kameraden, lustige Burschen, die den Alten seines soliden, eingezogenen Lebens wegen nicht recht leiden mochten; aber auch im Tierreich hatte er einen unermüdlichen Widersacher, und das war kein anderer, als der Klapperstorch. Heidemann und seine etwa zehn Jahre jüngere Frau waren doch längst über das Schwabenalter hinaus, aber das klappernde Stelzbein respektierte dieses achtbare Alter nicht im geringsten, Jahr für Jahr warf er mit boshafter Schadenfreude sein schreiendes Paketchen in den Schornstein der „Baßgeige", und in diesem Jahre hatte er das Dutzend gerade voll gemacht. Es heißt: Mit vielem hält man Haus, und mit wenigem kommt man aus! Heidemann mußte aber mit wenigem für viele Haus halten und auskommen, und das fiel ihm recht schwer, zumal jetzt, da seine Frau noch krank darniederlag. Sein Gehalt lief freilich fort, aber die Nebeneinkünfte, die er sonst hatte, waren auch „fortgelaufen", denn kein Mensch in Berlin dachte jetzt an Lustbarkeiten und Feste, bei denen die Musiker Verdienst finden konnten; die Zeiten waren schlecht, es war Krieg, und wenn es auch hieß, daß der alte Fritz wiederum gesiegt hatte und der Friede nahe bevorstände, so wußte doch niemand etwas Genaues davon.

Um so mehr erstaunt war Heidemann, als ihm eines Morgens der Bote des Kapellmeisters die Nachricht brachte, er solle unverzüglich mit seiner Baßgeige nach Potsdam aufbrechen und sich spätestens um sechs Uhr abends im Schloß Sanssouci einfinden. War denn der König wieder daheim in seinem Tuskulum? Möglich war es schon, daß er gekommen war, ohne daß jemand etwas davon wußte; er hatte den Hof und die Bevölkerung schon in jüngeren Jahren manchmal in dieser Weise überrascht, er war sogar nach seiner Hauptstadt gekommen, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, ohne daß irgend etwas zu seinem Empfange vorbereitet war. Der kapellmeisterliche Bote konnte nur aussagen, daß dem Musikgewaltigen ein Lakai aus dem Hofmarschallamte den Befehl überbracht hatte.

Da galt kein Besinnen. Heidemann putzte und rieb seine brummende Stiefliebste so blank wie möglich, kolophonierte den Bogen gut, ließ sich den vorschriftsmäßigen Zopf glatt flechten und die großen Pufflocken über den Ohren neu rollen; er warf sich in den blauen Leibrock, lud die Baßgeige auf den Rücken und wanderte dem Potsdamer Thore zu, von wo aus der große unförmige Personenwagen abfuhr. Einige seiner Kollegen fanden sich ebenfalls ein, unter ihnen auch der Klarinettist Schmollke, einer von denen, welche auf den Alten nicht gut zu sprechen waren.



Das Innere des Spreetunnels Stralau—Treptow. (Mit Text.)

In Potsdam angelangt, erfuhr Heidemann, daß Friedrich der Große in der That aus dem Felde zurückgekehrt sei, die ganze Stadt war voller Jubel, und überall bemerkte man die Vorbereitungen zu einer glänzenden Feier am Abend. Die Musiker hatten sich im blauen Saale des Schlosses Sanssouci versammelt; es war sechs Uhr abends, und um halb sieben pflegte der König zu erscheinen und das Zeichen zum Beginn des Konzerts zu geben. Leise wurden die Instrumente noch einmal probiert, Erwartung lagerte auf allen Gesichtern. Heidemann war gar nicht recht wohl zu Mute, er hatte ein eigenes Gefühl von Bangigkeit, welches er nicht zu überwinden vermochte; dazu war er ärgerlich, denn auf der ganzen Fahrt von Berlin bis Potsdam hatte der boshafte Schmollke ihn geuzt und geneckt. Er hatte die Baßgeige zwischen den Knieen und erwartete in düsterm Schweigen die Dinge, die da kommen sollten. Schließlich sprang er auf, lehnte sein Instrument an den Sessel und stürzte zum Entsetzen der Anwesenden mit gewaltigen Sprüngen zur Thür hinaus, dem Kapellmeister ein: „Bin gleich wieder hier!" zurufend. Der Dirigent war außer

sich, die ganze Künstlerschar geriet in Aufregung, niemand achtete darauf, daß Schmollke sich mit der Baßgeige Heidemanns beschäftigte. In wenigen Minuten war letzterer jedoch wieder im Musik-

„Bon soir messieurs!“ sagte er lächelnd und winkte den ehrfurchtsvoll sich verneigenden Künstlern zu, „haben wohl nicht erwartet, mich heute schon hier zu sehen!“



Wasserpartie. Nach dem Gemälde von C. von Bergen. (Mit Text.)
Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl, München.

saale; er hatte gerade noch Zeit, seinen Sitz wieder einzunehmen, wenige Sekunden später trat der König durch die geöffnete Flügelthür ein, begleitet von einigen seiner Vertrauten.

Er gab ein Zeichen — das Konzert begann. Die Kapelle des Prinzen Heinrich war eine der ausgezeichnetsten ihrer Zeit, alle ihre Mitglieder waren wirkliche Künstler. Leise und schmelzend

durchzitterten die harmonischen Klänge das Gemach, sich allmählich verstärkend und zum rauschenden Andante anschwellend. Wohlgefällig lauschte der König, aber bald bildete sich eine Falte auf seiner Stirn; sein scharfes Ohr vernahm, daß irgend etwas nicht richtig war, er vermißte eine bestimmte Klangfarbe in dem Harmonieverbande, und bald wußte er, was fehlte: scharf blickte er nach dem Kontrabassisten hinüber.

Der unglückselige Heidemann! Bleich, mit stieren Augen, saß er da, Schweißtropfen standen auf seiner gefurchten Stirn, verzweiflungsvoll strich er auf den Darmsaiten umher, immer stärker drückte er den Bogen auf — vergebens, es war kein Ton vernehmbar! Entsetzen packte ihn; was war das? Der alte Praktikus sah sofort, daß ihm jemand einen Streich gespielt hatte; die Wirbel am Halse des Instruments standen richtig, aber — die Saiten, die Saiten! Sie waren von oben bis unten mit Fett beschmiert, so daß der trefflich kolophonierte Bogen machtlos darüber hinfuhr, ohne in ihnen tönende Schwingungen hervorbringen zu können! Gewaltig drückte er den Bogen auf, da — ein schriller Klang erdröhnte, ein greller Mißklang aus dem riesigen Resonanzboden der Baßgeige, der schneidend den harmonischen Zusammenklang durchgellte!

„Halt!“ rief der König unwillig, welcher alle Musiker mit Namen kannte, „was macht Er denn, Heidemann, er quiekt ja wie ein toller Esel!“

Zitternd, kaum eines Wortes mächtig, erhob sich der Unglückliche.

„Majestät,“ stammelte er, „ein schändlicher Streich — man will mich ins Verderben stürzen!“

„Was ist ihm passiert!“

„Es hat jemand die Saiten mit Fett bestrichen, Majestät — es ist Talg — hier sitzt noch ein Klümpchen!“

Er hatte die Saiten mit den Fingern überfahren und hielt nun den Zeigefinger empor, auf welchem wirklich ein Stückchen Talg haftete. Die Künstler standen starr vor Schrecken; zornig zog der König die Augenbrauen zusammen, sein feuriges Auge blitzte in der Runde.

„Weiß Er, wer diese Infamie begangen hat?“

„Nein, Majestät!“

„War sein Instrument in Ordnung, als es hierherkam!“

„So wahr Gott mir helfe!“ beteuerte Heidemann.

Wieder flammte des Königs Auge durch den Kreis der Künstler, er las auf allen Gesichtern nur Schrecken, Zorn und Entsetzen. Aber der König sah scharf, sein Blick haftete durchdringend auf Schmollke, der in der Nähe des Kontrabassisten stand.

„Trete Er einmal vor, Schmollke!“

Jähe Blässe überzog das Antlitz des Gerufenen, er wankte vor.

„Kehre Er seine Taschen um, flink!“

Zögernd gehorchte er, ein Stückchen Talg rollte auf den Fußboden.

„Aufheben! Zeig' Er her!“

Bebend wies der Sünder dem zornigen König das corpus delicti; die Saiten hatten in das Fett Riemen eingedrückt, Schmollkes Schuld war unzweifelhaft.

Starr sah der König ihn an, vernichtet sank der Uebelthäter zusammen.

„Pack' Er seine Klarinette ein und schere er sich sofort nach Spandau zum Kommandanten; Er ist Arrestant, bis ich weiter verfügen werde!“

Schmollke schwankte hinaus; der alte Fritz aber hatte für diesen Abend alle Lust verloren, sich durch die Kapelle weiter unterhalten zu lassen, er gab den Künstlern unwillig das Zeichen, abzutreten; an Heidemann richtete er weiter kein Wort.

Es klärte sich bald auf, daß Schmollke nur als Werkzeug von Höherstehenden benutzt worden war, als er den schlechten Streich beging. Der edle ritterliche Prinz Heinrich hatte sich mit seinem königlichen großen Bruder zur Zeit überworfen. Friedrich war unzufrieden mit der Führung des Heeres, welches er dem Prinzen anvertraut hatte, und aus dieser Ursache hatte sich ein tiefergehender Zwist entwickelt, um den alle Welt wußte. Einer der Kammerherren des Prinzen, ein kleinlicher, intriguanter Mensch, dachte sich bei seinem Gebieter Gunst zu erwerben, indem er allerhand erbärmliche Kabalen gegen den großen König anzettelte, nur um ihn zu ärgern und ihm das Leben zu verbittern. Da er wußte, daß Friedrich die Musik liebte, gedachte er ihm einen Verdruß zu bereiten, wenn er ihm den Genuß des ersten Musikabends nach seiner Rückkehr nach Sanssouci vereitelte. Der mehr leichtsinnige als schlechte Schmollke ließ sich bereit finden, die Hand zur Ausführung des Planes zu bieten, und er verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit dem alten Heidemann einen tüchtigen Possen zu spielen.

Prinz Heinrich hatte natürlich keine Ahnung von dieser Nichtswürdigkeit, als er davon erfuhr, geriet er in den heftigsten Zorn und entsetzte den jämmerlichen Kämmerling sofort seiner Aemter und Würde. Schmollke mußte nun aus der Kapelle austreten, kam aber als Verführter mit drei Monaten Gefängnis fort; der Kammerherr aber fand in den Kasematten Küstrins zwei Jahre lang Zeit und Gelegenheit, über die Kleinlichkeit seiner Handlungsweise und über die Pflichten gegen seinen König nachzudenken.

2.

Seit jenem Abend verließ den armen Kontrabassisten der Lebensmut und der Friede, wie ein Alp lag die finstere Ahnung auf ihm, daß ihm ein düsteres Geschick bevorstehe. Seine Kollegen und auch der Kapellmeister betrachteten ihn mit mitleidigen Blicken, sie waren alle überzeugt, daß sich bei nächster Gelegenheit ein Gewitter über die Perrücke des armen Heidemann entladen würde; war auch seine Schuldlosigkeit unstreitig erwiesen, so haftete die Ungunst des fatalen Vorfalles doch trotz alledem zum großen Teil an seiner Person. Man wußte, daß der alte Fritz trotz seiner herrlichen menschlichen und Regententugenden doch auch gewisse menschliche Schwächen hatte. Zu diesen gehörte sein überaus gutes Gedächtnis für Ereignisse oder Personen, welche ihm jemals Verdruß bereitet hatten; er vergaß derartiges niemals, und selbst wenn er von der völligen Unschuld der Betreffenden überzeugt war, fiel es ihm schwer, eine gewisse Gereiztheit gegen sie zu unterdrücken. Diese Sorge verbitterte dem Bassisten das Leben, und sie wurde immer drückender, denn es war nur zu klar, daß der König der ganzen Kapelle wegen jenes Vorfalles grollte. Sonst wurden die Künstler wenigstens einmal wöchentlich in corpore nach Sanssouci befohlen; jetzt waren schon vier Wochen vergangen, ohne daß die erwartete und ersehnte Aufforderung an den Kapellmeister ergangen wäre. Immer mürrischer wurde die Stimmung in dem Künstlerkreise, immer unwilliger die Blicke, die den Kontrabassisten trafen; immer tiefer beugte der Kummer sein graues Haupt, immer schuldiger fühlte er sich trotz seiner Unschuld. Gräßliche Ideen erwachten in ihm, Selbstmordgedanken tauchten in ihm auf, und wenn die zwölf kleinen Heidemänner nicht gewesen wären, wenn das Wasser der Spree weniger schmutzig gewesen wäre, wer weiß, ob er nicht seinem Leben ein feuchtromantisches Ende gemacht hätte.

Da fuhr in diese schwüle, gedrückte Stimmung wie ein heller luftreinigender Blitz plötzlich der königliche Befehl, die gesamte Kapelle solle sich zur gewöhnlichen Zeit in Sanssouci einfinden. Jubel herrschte unter den Mitgliedern, der Bann der königlichen Ungnade war gebrochen, die Künstler durften wieder angesichts des geliebten Herrschers ihre Meisterschaft beweisen.

Auch Heidemann atmete auf. Sollte die ganze Geschichte wirklich ohne alle schlimmen Folgen für ihn vorübergehen? Es war kein Spezialbefehl für ihn eingetroffen, der ihn von der Ehre ausgeschlossen hätte; bangend, zweifelnd und hoffend machte er sich mit seinem Brummkasten auf den Weg. (Schluß folgt.)

Ein Gladiator des Altertums.

Zur Blütezeit Alexandrias wars, als eines Abends Tausende nach der Arena strömten. Afrikanischem Gebrauche gemäß, hatte man hohe Masten und Stangen eingerammt, die weit über die Plätze der Zuschauer hinausreichten, deren Gipfel mit goldenen Stäben gekrönt und an denen wiederum durch seidene und goldene Schlingen zusammengehaltene purpurne Tücher befestigt waren.

Diese Tücher, ausgebreitet, bildeten über dem Haupte der Zuschauer ein ungeheures, zirkelförmiges Zelt, dessen ausgezeichnet schönfarbiger Widerschein den Gesichtern die lebhafte Farbe gab, die in der schönsten Harmonie mit ihrem feurigen und leidenschaftlichen Ausdruck stand. Ueber der Arena war der Himmel frei und unbedeckt; die hellsten Lichtstrahlen entströmten der glühende Sonne, und erlaubten dem entzückten Auge, alles deutlich zu erkennen, die prachtvollen Säulen, die griechischen Statuen, die vielen bronzenen und goldenen Vasen und endlich den glänzenden Schmuck der Frauen und Jungfrauen.

Sechzigtausend Zuschauer hatten im Amphitheater Platz gefunden, andere Sechzigtausend bewegten sich um dasselbe herum, und von beiden Seiten hörte man jenen betäubenden Lärm, in dem man nichts unterscheiden konnte, weder Wut, noch Freude. Das Amphitheater glich einem Schiffe, welches die eingedrungene Woge bis zum Verdeck füllte, während andere Wogen von außen sich tobend daran zerschlugen.

Ein fürchterliches Geheul, dem das Geschrei der Menge antwortete, kündete das Heraustreten des Tigers, dessen Käfig man geöffnet hatte, an.

An einem der äußersten Punkte lag ein völlig nackter Mann am Boden scheinbar schlafend, und während der Tiger mit weiten Sätzen durch die Arena sprang, erwartete er, auf einen seiner muskulösen Arme gestützt, anscheinend den Schlummer.

Inzwischen wurde ein Teil des Auditoriums unruhig und rief dem Intendanten der Volksspiele zu, er möge das menschliche Opfer antreiben; denn entweder hatte es die Bestie noch nicht bemerkt, oder sie verschmähte es, den Daliegenden anzugreifen.

Die mit langen Lanzen bewaffneten Diener der Arena gehorchten dem Willen der Menge und stachen mit Lanzen nach dem Gladiator. Doch kaum hatte dieser die Berührung der Lanzenspitzen gespürt, als er aufsprang und einen so fürchterlichen Schrei ausstieß, daß derselbe von allen in den Gewölben und Höhlen des Amphitheaters eingeschlossenen Tieren durch ihr Angstgeheul beantwortet wurde. Und augenblicklich eine der Lanzen, die seinen Körper verwundeten, ergreifend, riß er sie mit Blitzesschnelle aus der Hand dessen, der sie trug, zerbrach sie, warf die eine Hälfte dem Intendanten an den Kopf, daß er zu Boden stürzte, und schritt mit der eisernen Spitze auf seinen wilden Feind los.

Sowie er aufgestanden war und die Zuschauer seinen kolossalen Wuchs betrachten konnten, durchlief ein Gemurmel des Erstaunens die ganze Versammlung und mehr als ein Zuschauer nannte mit Stolz seinen Namen und sprach von seinen früheren, im Circus ausgeführten Thaten. Das Volk war zufrieden; es schätzte den Tiger und Gladiator als einander würdige Gegner.

Unterdessen schritt der Fechter langsam vorwärts und indem er mehrmals nach der kaiserlichen Loge hinblickte, ließ er mit einer Art Niedergeschlagenheit die Arme sinken, während er mit dem Lanzenstumpf ein Loch in die Erde grub, das bald mit seinem Blute getränkt werden sollte.

Da dem Brauche nach die Verurteilten unbewaffnet sein sollten, so riefen vereinzelte Stimmen: „Keine Waffen dem Tierkämpfer!"

Dieser aber schwang die Lanzenspitze, welche er behalten hatte, über seinem Haupte, und, sie der Menge zeigend, rief er mit krampfhaft verzogenem Munde, blassen Lippen und einer rauhen, vor Wut fast erstickten Stimme: „Kommt, kommt, es zu holen!"

Mittlerweile verdoppelte sich das Geschrei der Menge; er aber erhob den Kopf, blickte auf die Zuschauer in der Runde und lächelte verächtlich, und, nachdem er von neuem den Waffenstumpf zerbrochen, warf er dem Tiger, der in diesem Moment Zähne und Krallen am Fuße einer Säule wetzte, die Stücke an den Kopf.

Das war seine Herausforderung. Die Bestie, sich getroffen fühlend, wandte den Kopf, erblickte ihren Gegner und stürzte mit einem einzigen Sprunge auf ihn zu; in diesem Augenblicke bückte sich der Gladiator bis zur Erde, und der Tiger fiel heulend einige Schritte weiter nieder. Schnell erhob sich der Kämpfer und täuschte dreimal durch die nämliche Bewegung die Wut seines wilden Gegners.

Endlich kam der Tiger mit langsamen, wie berechneten Schritten auf ihn zu; seine Augen funkelten; sein Schweif stand aufrecht, seine Zunge erschien blutig, sein Rachen war geöffnet; doch jedesmal war es der Gladiator, der im Augenblicke, in welchem ihn der Tiger angreifen wollte, ihn mit einem Satze übersprang.

Darob klatschte das Auditorium, dessen Spannung durch diesen Kampf aufs höchste erregt war, enthusiastisch Beifall.

Nachdem der Tierkämpfer geraume Zeit derartig seinen Feind ermüdet hatte, hielt er es an der Zeit, angefeuert durch die Beifallsbezeugungen des Volkes, unbeweglichen, festen Fußes ihn zu erwarten, und nun lief der keuchende Tiger mit Freudengeheul auf ihn zu.

Ein Schrei des Entsetzens, vielleicht auch der Freude, erscholl zu gleicher Zeit von den Tribünen; denn das aufbäumende Tier schlug seine Vordertatze in die nackten Schultern des Gladiators und näherte seinen Kopf, um ihn zu zerreißen. Dieser warf sein Haupt jedoch zurück und drückte mit seinen ausgestreckten nervigen Armen den Hals des Tieres mit solcher Gewalt zu, daß der Tiger, ohne indes ihn loszulassen, seinen Rachen weit aufriß, und, sich windend und streckend, vergeblich nach Luft und Atem suchte; doch — umsonst; — die Hände des Gladiators hielten ihn wie zwei eiserne Zangen umspannt. Um sobald als möglich zu siegen, verdoppelte der Gladiator, der durch den Blutverlust schon seine Kräfte schwinden fühlte, seine Anstrengungen: denn, wenn sich der Kampf zu sehr in die Länge zog, mußte er unterliegen.

Mit einer letzten ungeheuren Kraftanstrengung ließ er sich auf den Tiger fallen, warf ihn um, und zerdrückte durch die Wucht seines Körpers des Tigers Brust und Seite, dann hörte man ein dumpfes Röcheln, und Blut und Schaum entströmten dem Rachen des Raubtieres.

In diesem Augenblicke richtete sich der Gladiator zur Hälfte in die Höhe, entriß seine Schultern den Klauen des Tieres, setzte seine Knie auf die keuchende, zerbrochene Brust und drückte ihn mit einer solchen Macht, daß er die Bestie unter sich sterben fühlte, und, ihn immer fester und fester drückend, sah er, wie seine Muskeln steif wurden und endlich der noch einmal erhobene Kopf zum letztenmal bewegungslos auf den Sand fiel; Rachen und Zähne waren geschlossen und mit Schaum bedeckt, die Augen erloschen.

Ein allgemeiner, nicht enden wollender Beifallssturm erhob sich, und der Gladiator, dem der Triumph neue Kräfte verlieh, umfaßte mit Riesenstärke den mächtigen Kadaver seines unterlegenen Feindes und warf ihn, gleichsam als Huldigung, weithin unter die kaiserliche Tribüne.

Emil König.

Heimkehr.

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren,
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Sie kehren nimmer, nimmermehr.

Hermann Lingg.



Schloß Duino am Adriatischen Meere. Hoch oben im äußersten Norden der Adria, dort, wo der gewaltige, aus den Cancianogrotten hervorbrausende Höhlenfluß Timavo sein acherontisches Gewässer mit der blauen Salzflut vermischt, erhebt sich auf gewaltigem Felsberg das herrliche Schloß Duino — eine Seewarte, wie sie stolzer, romantischer nicht gedacht werden kann. Noch auf dem Gebiete der gefürsteten Grafschaft Görz gelegen, ist die prächtige Burg nur eine halbe Eisenbahnstunde vom österreichischen Handelsemporium Triest entfernt, und auf der letzten Station der Südbahnfahrt von Wien nach Triest gewahrt der Reisende den gleich einem Adlerhorst auf steiler, meerumrauschter Höhe thronenden Bau, von dessen Türmen die Standarten mit den Wappen der Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg flattern. Jetzt ist es ein Edelsitz dieses Geschlechtes und die Wiege des Hauses Thurn-Valsessina, welchem Fürstin Therese Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst entsprossen ist. Die kunstsinnige Dame hat das bereits ruinenhaft gewordene Stammschloß ihrer Ahnen wieder in alter Pracht und Herrlichkeit auferstehen lassen, ohne daß es bei dieser Restaurierungsarbeit an Ursprünglichkeit eingebüßt hätte. — So nahe auch Duino bei Triest liegt, so wenig wird leider das mittelalterliche Schloß besucht, da der große Troß der Reisenden sich damit begnügt, dem gewiß herrlichen, aber ganz modernen Miramar seinen Besuch abzustatten, und doch, welcher Reichtum von Kunst und Altertumsschätzen, welche Fülle von Naturschönheiten belohnen denjenigen, der in den Mauern und auf den Söllern kurze Rast hält. Große Strapazen sind dabei nicht zu überwinden, denn die Burg liegt hart an jenem Schienenstrange, der sich von der Station Nabresina nach den Gefilden Friauls abzweigt. Von der Station aus führt der Weg in dreiviertelstündigem mäßigem Anstieg nach dem Thorweg, welcher von zwei wie erhobene Schwurfinger emporstrebenden Warttürmen flankiert wird. Mehr Mühe und Zeit erfordert der Seeweg, obwohl gerade von hier das Schloß einen überwältigenden Anblick bietet. Vom Bord eines der Lokaldampfer oder einer leichten Fischerbarke aus gewahrt man erst die Kühnheit und Großartigkeit des Baues, sieht man, wie gewaltig die Strebepfeiler geformt, wie verwegen die Baumeister verschwundener Epochen ihr Werk — Prachtburg und Seefestung zugleich — ausgeführt haben. Am höchsten Grad des mit dunklen Cypressen, hellgrünem Lorbeer und silbergrauen Olivenhainen bewachsenen, weit ins Meer vorspringenden Kap ist Duino gebaut; bis an den äußersten Rand, dort wo der Felsen steil zur Adria abfällt, sind die Wälle und Bastionen geführt; wie Schwalbennester schweben die Altane über dem schwindelnden Abgrund. — Ueber den Ursprung des Namens Duino haben sich die Altertumsforscher und Chronisten seit etlichen Jahrhunderten die Köpfe zerbrochen, und es giebt über dreißig Schreibarten für den Namen der Burg. Einige leiten ihn aus dem Griechischen, die anderen aus dem Mittelhochdeutschen, die dritten aus dem Italienischen, die vierten aus dem Slavischen her, und diese letzteren scheinen recht zu haben, denn thatsächlich deckt sich die Bezeichnung „Divin", — die Mädchenburg — woraus später Duvin und dann Duino entstanden ist, mit der italienischen, seit Jahrhunderten landesüblichen Bezeichnung „rocca delle donzelle" — der Mädchenfelsen. Schon der gewaltige Schloßhof, den der Wanderer zuerst betritt, flößt jene Ehrfurcht ein, die selbst nüchterne Naturen an Orten beschleicht, welche durch eine stolze geschichtliche Vergangenheit, durch Sage und Legende geweiht sind. Nahezu ein Jahrtausend ist vorübergerauscht, seit in den Tagen der ersten Kreuzzüge, der blutigen Greuel der Friauler Grafenfehde, der Grundstein zum Bau der „Mädchenburg" gelegt ward. Wie dann die Türme immer höher emporstiegen und die Mauern der anfangs sehr bescheidenen Seewarte immer mehr sich weiteten, da wuchs auch der Name Duino an Ansehen, und man sprach von der Burg wie von einem Troja der Adria. Heute freilich hat sie auch nicht mehr ein Fünkchen von jener strategischen und fortifikatorischen Bedeutung, welche ihr das Mittelalter und selbst die militärischen Fachleute des Cinquecento zuschrieben, aber immerhin vermögen wir beim Anblick der anscheinend für die Ewigkeit aufgetürmten Cyklopenmauern dem Ruf der Unüberwindlichkeit Glauben zu schenken. In der That hat die Burg diesen Ruhm oft glänzend bewährt. — Während der Römerfahrten der deutschen Könige war Duino oft der heißumstrittene Zankapfel der sich grimmig hassenden Parteien. Oft widerhallten seine Granitmauern von dem Geklirr der Panzer und der Streitäxte, oft umbrauste den Burgfried der Schlachtruf: „Hie Welf, hie Waiblingen", dann verfinsterte wohl manches Mal ein Pfeilregen die Luft und man hörte die primitive Artillerie des Mittelalters, die „Katzen" und „Antwerchen", gegen die Wälle donnern. Man sah sie Steinblöcke schleudern und die Sturmböcke die Gewalt ihrer Witterköpfe an dem Gemäuer prüfen, während hoch oben von den Zinnen und von der „Mordgalerie" die Verteidiger mit der Wucht ihrer Sturmsensen und der Schärfe ihrer stählernen Armbrustbolzen die Angreifer sich vom Leibe hielten. Das stolze Feldzeichen auf den Türmen von Duino ward nie in den Staub gerungen.

Der Spreetunnel Stralau—Treptow. Ein Werk, das lange Zeit für unmöglich, oder wenigstens für kaum ausführbar gehalten wurde, das aber mit Rücksicht auf die steigenden Verkehrsverhältnisse Berlins dringend geboten

war, ist vor kurzer Zeit von der „Gesellschaft für den Bau von Untergrundbahnen“ beendet worden. Es ist das der unter der Spree durchgeführte Tunnel zwischen den beiden im Osten von Berlin gelegenen Vororten Stralau und Treptow. Daß die Anlage eines Tunnels fast unmöglich erschien, hatte seinen Grund in den Bodenverhältnissen, da der Untergrund Berlins fast nur aus Triebsand, mit Wasser versetzt, besteht. Es ist daher unter diesen schwierigen Verhältnissen um so anerkennenswerter, daß deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit den Ruhm für sich in Anspruch nehmen können, mit der ihr eigenen Gründlichkeit den ersten Tunnel in einem derartigen Gelände hergestellt zu haben. Die Herstellungsweise war deshalb auch eine ganz eigene. Unter Anwendung von Preßluft, welche das Eindringen von Wasser verhindern sollte, wurde ein Brustschild mit einem Druck von 350—400 Atmosphären vorgedrückt. Die Entfernung des vor dem Brustschilde lagernden Bodens geschah in der Weise, daß durch vier in der vorderen Abschlußwand angebrachte Klappen derselbe in den Vortriebapparat hereingeholt und nach rückwärts durch den bereits fertig gestellten Teil des Tunnels transportiert wurde. Nach Entfernung des vorlagernden Bodens konnte dann der Schild soweit vorgedrückt werden, wie zum Einbauen eines Tunnelringes Platz erforderlich war, d. h. um ca. 50 Centimeter. Ein jeder dieser Tunnelringe besteht aus 9 eisernen Segmenten von 50 Centimeter Breite, die durch Schrauben aneinandergefügt und dann von innen mit einem Cementputz von ca. 12 Centimeter Stärke versehen wurden. Die Tunnelanlage hat eine Gesamtlänge von 581,71 Meter, wovon nach Abzug der Rampen 454,17 Meter auf den eigentlichen Tunnel entfallen. Der lichte Durchmesser des Tunnels ist 3,80 Meter. Die Steigung im Tunnel von jeder Seite bis zur Mitte ist ca. 1:20, d. h. bei einer Länge von 20 Meter fällt, bezw. steigt der Tunnel um 1,00 Meter; der tiefste Punkt des Tunnels liegt ca. 12,00 Meter unter dem Wasserspiegel der Spree, die an der berührten Stelle ca. 200,00 Meter breit ist. Der Verkehr durch den Tunnel soll durch eine elektrische Bahn vermittelt, die Bahn sodann auf Stralauer Seite bis zum Schlesischen Bahnhof, auf Treptower Seite bis Niederschönweide, Köpenick weitergeführt werden. Besonders ist hervorzuheben, daß dieser unterirdische Tunnel der erste in Europa ist, der in derartigem Gelände hergestellt, und überhaupt der erste ist, der scharfe Krümmungen z. B. mit einem Radius von 35 und 50 Meter aufweist.



Falsch verstanden.

Gattin (ihrem Mann entgegen gehend, der schwer beladen nach Hause kommt): „O, ich Aermste — — so betrunken!“
Mann: „Wa—as? Du auch?“

Wasserpartie. Die Heuernte hat bereits begonnen und auf den Wiesen regen sich die fleißigen Hände, um die duftenden Gräser und Kräuter unter Dach zu bringen. Die Kreuzhofbäuerin wollte heute die kleine Traudl, ihr einziges Töchterchen, nicht allein zu Hause lassen und beschließt, sie mit auf die Wiese zu nehmen, damit das Kind sich dorten vergnüge. Auf dem Wege dahin hat Traudl einen Buschen bunter Feldblumen gesammelt, und lachend und singend schreitet das Kind an der Seite der Mutter einher. Da plötzlich sperrt ein kleiner Wildbach den Weg, und da kein Steg hinüber führt, so heißt es nun mutvoll, bloßen Fußes, das Wasser zu durchwaten. Langsam und vorsichtig, an der Hand der Mutter, geht Traudl — das Röckchen etwas gehoben — vorwärts, und bald ist das kühne Wagnis vollbracht. Das kühle Element kommt ihr auf einmal ganz behaglich vor und gern würde sie darin nach Herzenslust hereinplätschern hieße es nicht wieder vorwärts gehen. Das war Traudls erste Badereise. St



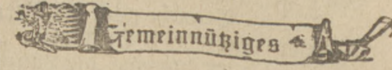
Moderne Bequemlichkeit. Herr A.: „Aber, lieber Freund, wie kann man sich zu einer Vergnügungsreise mit so viel unbequemem Gepäck herumschleppen?“ — Herr B.: „Ich bitte Sie, dabei habe ich doch nur solche Gegenstände mitgenommen, welche als unentbehrlich für jeden Touristen empfohlen werden!“

Mißlungenes Manöver. Geizhals (der gerne ärztlichen Rat schinden möchte): „Ach, Herr Doktor, ich habe seit einiger Zeit so ein Drücken und Stechen in der Seite, was raten Sie mir denn da zu thun?“ — Doktor: „Ich rate Ihnen, einen Arzt in Anspruch zu nehmen.“

Eigener Ideengang. Richter: „Angeklagter, sind Sie verheiratet?“ — Angeklagter: „Nee, Herr Richter, die paar Schrammen an der Backe rühren von einer anderen Keilerei her.“

Gottlieb Theodor v. Hippel, (geb. 31. Jänner 1741), der Verfasser der trefflichen Bücher: „Ueber die Ehe“, „Die Lebensläufe in aufsteigender Linie“ u. s. w., verliebte sich in seiner Jugend in ein reiches und angesehenes Mädchen, das er zu heiraten wünschte. Tag und Nacht arbeitete er nun, um sich Vermögen und Ansehen zu erwerben, und als er den Zweck erreicht hatte, entschloß er sich, dem Besitze der geliebten Person zu entsagen und unverehelicht zu bleiben. Als er den 13. April 1796 starb, war er die erste Person, der größte Herr in Königsberg in Preußen, und hinterließ ein Vermögen von mehr als 140,000 Thalern; er hatte sich in den Adelsstand erheben lassen u. s. w. Niemand hatte die Ehe mehr gepriesen, als Hippel, und doch heiratete er nicht.

Der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg war ein so großer Liebhaber von Baßgeigen, daß er sie selbst in der Schloßkirche unter dem Gesange, ja öfters unter der Predigt strich. Man sieht ihn in einer Ausgabe der Octavia, eines von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel geschriebenen Romans, auf einem Kupferstich, in seinem Kabinet ganz mit Baßgeigen umgeben. Der nichts so sehr wie seine Baßgeige liebende Herzog besaß besonders eine von ganz ungeheurer Größe, die ihm auch wohl auf einem Erntewagen nachgefahren wurde. Man erzählt, daß er eine Treppe und starke lederne Handschuhe habe brauchen müssen, wenn er diese Baßgeige streichen wollte, in der reichlich zwei Menschen Raum hatten. Als ihn die Herzogin mit einer Tochter beschenkte, wollte er das Kind nicht sehen, bis man ihm sagte, daß es eine kleine Baßgeige mit auf die Welt gebracht hätte, worauf alles gut war.



Hühner gesund zu erhalten. Unerläßlich in der Fürsorge für dieselben ist das beständige Vorhandensein frischen Wassers zum Saufen und zumal im Sommer bei heißem Sonnenbrande ist darauf Bedacht zu nehmen, daß dasselbe des öfteren erneuert und an einem schattigen Orte untergebracht wird.

Kirschen bleiben frisch bis in den Winter hinein, wenn man dieselben in Weinflaschen füllt, gut verkorkt und versiegelt, und dann in die Erde vergräbt. Die Kirschen müssen aber hart und ganz trocken sein. Der Stengel darf jedoch nicht ausgelöst, sondern muß abgeschnitten werden.

Die größte Plage für den Johannisbeerstrauch sind die Blatt- und Schildläuse. Ein starker Absud von Tabak und Nußbaumblättern vernichtet dieselben. Die mit Läusen behafteten Stöcke werden mit dieser Flüssigkeit so oft überspritzt, bis die Läuse ganz verschwunden sind. Gegen den Herbst legen die Läuse in ungezählter Menge ihre Eier an die Zweige; wie im Frühjahr das erste Laub sproßt, haben sich auch die Läuse schon entwickelt, um ihre schädliche Arbeit zu beginnen. Werden nun die Sträucher nach dem Blätterfall, und nachdem sie beschnitten worden sind, mit Kalkmilch überspritzt, so wird der ätzende Kalk die Eier vernichten, ohne den Pflanzen im geringsten zu schaden.

Homonym.

Dort auf den Fluren lieg' ich tot,
Und schaff' dir doch dein täglich Brot.
Doch nimmst du mich in ander'm Sinn,
Zieh' spielend ich durchs Meer dahin.

Logogriph.

Mach gern von dem mit U Gebrauch,
Es lehrt und kann erbauen.
Mit A begrenzt von Blum' und Strauch
Zieht's hin durch bunte Auen.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 7 1 8 6. Ein seltenes Tier.
3 5 2 6 5. Ein weiblicher Vorname.
5 3 3 8 6. Ein Nebenfluß der Weser.
6 8 4 8 9. Ein Fluß in Bayern.
3 7 5 9 8. Eine Schlingpflanze.
1 5 6 10 8. Ein Sänger.
1 6 7 4 4. Eine Schiffsart.
5 10 8 3 8. Ein weiblicher Vorname.
6 7 9 10 8. Ein Pflanzenteil.

Die Buchstaben der Mittelreihe ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines kleinen, europäischen Ländchens.

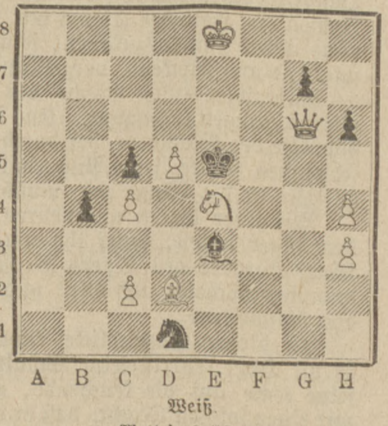
Emil Friedrichs.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 203.

(Erster Preis eines Problemturniers.)

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silbenrätsels: Tachygraph, Zante, Uri, Federerz, Rhabarber, Uebergabe, Hegel, Flaschenzug, Aethiopien, Niagara, Geier, Tante, Edmund, Robinson, Nicotin, Ironie, Eike von Repgow — „Wenn der Angler zieht zu früh, fängt er nie.“
Des Bilderrätsels: Eig(ch)ne Hut am besten thut.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeber von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.